

Die Kirche fürs Volk
Seit 20 Jahren ist die Berner Heiliggeistkirche eine offene Kirche – offen für alle und alles. REGION 2



Foto: Fotolia

Reden statt schweigen
Bei Fällen von begleitetem Suizid braucht es in der Seelsorge viel Fingerspitzengefühl. HINTERGRUND 3

Herz für Flüchtende
Die in Chur lebende Vanja Crnojevic leistet Nothilfe in den Camps entlang der Balkanroute. LETZTE 12

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2019
www.reformiert.info

Wenn der alte Pulli als Putzlappen endet

Konsum Altkleidersammlungen sind keine Direkthilfe: Wie viele Secondhand-Textilien zu den Bedürftigen gelangen, ist unklar. Fest steht nur, dass Sammelfirmen mit gebrauchten Kleidern viel Geld verdienen.

Es ist Frühling, in den Kleiderschränken braucht es Platz für Neues. «Magic Cleaning» heisst das aktuelle Zauberwort, und die «Aufräumpäpstin» Marie Kondo rät in den Medien zum radikalen Ausmisten: nur behalten, was man noch trägt, und den ausrangierten Kleidungsstücken ein neues Leben ermöglichen. Nichts einfacher als das. Hierzulande gibt es in beinahe jeder Gemeinde Sammelcontainer, in die wir rund um die Uhr Altkleider einwerfen können. Und Texaid, eines der grössten Textilrecycling-Unternehmen Europas, schickt auch Sammeltüten per Post nach Hause und holt sie dort voll wieder ab.

Das gute Gefühl der Spenderinnen und Spender, wenn etwa die kaum getragene Winterjacke eine zweite Chance bekommt, ist für die Sammelfirmen ein lukratives Geschäft. So war vor einigen Wochen aus der Presse zu erfahren, der

CEO von Texaid plane ein privates 10-Millionen-Bauprojekt im steuergünstigen Baar. Die Entrüstung war gross und führte dazu, dass die Textilverwertungs AG ihre Geschäftszahlen und das Jahresgehalt (inklusive Bonus) ihres Chefs offenlegte: immerhin etwas über 380 000 Franken.

Der Rest landet im Abfall

Dass man mit Textilrecycling Geld verdienen kann, sei nicht neu, nur den meisten nicht bewusst, meint David Hachfeld von der Schweizer Organisation Public Eye. «Viele glauben immer noch, Kleiderspenden würden direkt Bedürftigen zugutekommen, doch der Kreislauf ist ein anderer.» Als Fachverantwortlicher für die «Clean Clothes Campaign» kennt er den Weg, den Alttextilien gehen: Von den Sammelstellen gelangen die Kleider in Sortieranlagen in Osteuropa, wo die Lohnkosten

niedriger sind. Nun wird die Ware verteilt: Brauchbares kommt in den Secondhandkreislauf, das Übrige wird als Rohstoff verkauft. Daraus entstehen Putzlappen oder Dämmmaterial für die Industrie. Der letzte Rest landet im Abfall. Laut Texaid werden von den über 36 000 Tonnen Altkleidern, die jährlich in der Schweiz gesammelt werden, 65 Prozent wiederverwertet.

Wie viele der Kleider effektiv noch einmal getragen würden, sei kaum festzustellen, sagt Public-Eye-Mitarbeiter Hachfeld. Zudem stünden die Preise von Secondhandprodukten stark unter Druck, da die Märkte weltweit mit Billigtextilien überschwemmt würden. «Tatsache ist, dass wir Kleider loswerden wollen, ohne genau zu wissen, was damit passiert.» Und wie bei Papier oder Elektroschrott werde damit bei der Rückgewinnung Geld verdient; das sei durchaus legitim,

sagt Hachfeld. Allerdings seien unter diesen Vorzeichen Kleidersammlungen weniger Spenden denn Entsorgung von Konsummüll. «Und Texaid ist kein Hilfswerk, sondern eine profitorientierte Privatfirma.»

Altkleiderflut in Afrika

Texaid wurde 1978 von einem Unternehmer und sechs Schweizer Hilfswerken gegründet, denen die Firma heute noch zur Hälfte gehört. «Unsere Firmenstruktur ist seit jeher transparent», betont Texaid-Sprecherin Rahel Ziegler. «Und der Grossteil unseres Erlöses geht nach wie vor an die beteiligten Hilfswerke und andere caritative Organisationen.» Den oft gehörten Vorwurf, die Exporte von Secondhand-Kleidern nach Afrika würden die dortige Textilindustrie zerstören, weist Ziegler zurück. «Altkleider aus Europa hatten nur einen geringen Einfluss auf den Niedergang des einheimischen Marktes.» Eine Studie in Ghana und Tunesien habe sogar einen positiven Effekt des Altkleiderhandels gezeigt.

Was mit der Winterjacke nach der Sammlung genau passiert, wissen die Spendenden also nicht sicher. Sicher ist nur, dass Kleider immer mehr zu Wergwerfartikeln werden, dass die Tragedauer stetig abnimmt und die Alttextilberge ungebremst wachsen. Ab in den Müll also mit den alten Klamotten? Nein, meint Michael Hügi vom Bundesamt für

Umwelt. «Altkleider zu recyceln, ist aus der Sicht des Umweltschutzes und der Schonung von Primärressourcen richtig.» Dem Bund fehle jedoch die rechtliche Grundlage zu bestimmen, ob und wohin die Altkleider exportiert würden. «Die Verantwortung über den ethischen Umgang mit den Textilien liegt also bei den exportierenden Firmen.»

David Hachfeld von Public Eye plädiert denn auch für strengere Vorgaben für den Textilzyklus. Und ebenso für ein nachhaltigeres Konsumverhalten, nämlich: weniger konsumieren und weniger wegwerfen. Katharina Kilchenmann

«Kleidersammlungen sind weniger Spende, sondern eher Konsummüll-Entsorgung.»

David Hachfeld
Public-Eye-Mitarbeiter

Dossier

Ein karges Leben mit strengen Geboten

Fortschritt und Individualität verführen zur Sünde, sind die Menschen in der mittelamerikanischen Mennonitenkolonie Little Belize überzeugt. Deshalb sind elektrische Technologien verboten, und die Männer tragen alle dieselben Hosen und Hemden, während sich die Frauen uniform im selben Kleid und mit derselben Popfrisur zeigen. Doch damit nicht genug. Auch Musizieren und Sport, Ausgelassenheit und Lachen gelten als nicht gottgefällig. Wer ausschert, wird hart bestraft. Redaktorin Anouk Holthuisen und Fotograf Ephraim Bieri verbrachten im Februar drei Wochen in dieser Gemeinschaft, deren Wurzeln in den Niederlanden und Deutschland liegen. Ihre Erlebnisse sind in diesem Dossier zu lesen. Noch gelingt es den Mennoniten in Little Belize, die Berührungen mit der modernen Welt klein zu halten. Wie lange noch? Das Handy und andere Errungenschaften der Gegenwart sind starke Verlockungen.



Ackern mit dem Gaul: Die technikfeindlichen Mennoniten in Little Belize bestreiten ihr Leben als Bauern.

Foto: Ephraim Bieri



In der Citykirche Heiliggeist ist immer viel los: Seit 20 Jahren wird hier «offene Kirche» gelebt.

Foto: Fernando Patallo

Offene Kirchentüre für alle und fast alles

Citykirche In der offenen Kirche Heiliggeist in Bern gehen Tausende von Menschen ein und aus: Flüchtlinge, Konzertbesucherinnen, Gläubige, Randständige, Touristen. Eine bunte Vielfalt, die fordert und bereichert.

Mächtig steht sie da, die Heiliggeistkirche, mitten in der Stadt Bern. Massen von Menschen wuseln täglich darum herum: auf dem Bahnhofplatz, unter dem «Baldachin», entlang der Einkaufsstrasse. Doch viele wissen nicht, was für eine Art Kirche hier seit 20 Jahren gelebt wird: nämlich eine Kirche für alle. Im letzten Jahr stieg die Besucherzahl auf rund 68 000 Menschen an.

Gleich beim Eingang im kühlen Innenraum gibts in der Cafeteria kostenlos Getränke und Gebäck. Ein Treffpunkt für Menschen, die viel Zeit und wenig Geld haben.

«Bei uns kommen Einsame vorbei, solche ohne festes Zuhause, Asylsuchende sowie Menschen mit psychischen Schwierigkeiten oder Suchtproblemen.» Barbara Felder kennt ihre Stammgäste. Seit acht Jahren ist sie im Team des Präsenzdienstes, der jeweils von Dienstag bis Freitag mit zwei Mitarbeitenden vor Ort ist. «Die meisten Gäste trinken hier mehrmals am Tag ihren Kaffee», erzählt die ehemalige Spitalangestellte. Einige würden auch mal um Hilfe beim Ausfüllen eines Formulars oder bei den Hausaufgaben ihres Deutschkurses fragen. «Und natür-

lich kommt es auch vor, dass sie von ihrem Leben und ihren Problemen erzählen», sagt Felder.

Hier wird nicht gebrüllt

Eine Frau im mittleren Alter sitzt an einem der Kaffeetischchen. Die Schweizerin hält sich oft hier auf und lässt andere teilhaben an ihren Schwierigkeiten mit der Welt. Der dunkelhäutige Jugendliche ihr gegenüber hört etwas ratlos zu und wendet sich schliesslich um. Er versucht, sich einzubringen in die lautstarke Diskussion zweier Männer. Barbara Felder sammelt Tassen ein

und serviert einer jungen Frau mit grossflächig geschminkten Lippen einen Orangensaft. Mit einer Prise Humor mahnt sie die Herren zur Ruhe. «Auch wenn hier alles nette und anständige Menschen sind, muss man sie dennoch ab und zu darauf aufmerksam machen, dass in einer Kirche nicht rumgebrüllt wird», meint Felder.

«Offene Kirche» heisst das Konzept: Hier sind Randständige ebenso willkommen wie Besucherinnen und Besucher der Orgelkonzerte, Diskussionsrunden, Ausstellungen, Gottesdienste und Festivals. Auch

«Randständige gehören zur Heiliggeistkirche.»

Anneliese Willen
Projektleiterin, Historikerin

für Ratsuchende gibts ein Angebot: «ganz Ohr» bietet die Möglichkeit, mit einer theologisch oder psychologisch ausgebildeten Person zu sprechen. «Zu uns kommen Menschen, die etwas beschäftigt und darüber reden wollen», berichtet der Theologe Theo Schaad, einer der Freiwilligen, die hier zuhören. «Junge, Betagte, Kirchenferne, Gläubige, Randständige können uns ihre Geschichte erzählen. Wir bieten aber weder Beratung noch Therapie an, wir hören einfach zu und versuchen, den Blick auch mal vom Problem wegzulenken.»

Begegnung und Besinnung

Anneliese Willen ist Projektleiterin der offenen Kirche Bern. Sie betont, Randständige hätten immer schon zur Berner Heiliggeistkirche gehört. «1228 wurde sie als Spitalkirche für Pilger, Bettler und Kranke gegründet. Seit 1999 steht sie unter der Woche als Citykirche offen und ist gleichzeitig Ort der Kirchgemeinde Heiliggeist.» Manchmal sei die Kirche platschvoll, beschreibt Willen. «Am Wochenende mit der Museumsnacht und dem Festival der Kulturen Mitte März hatten wir einen Besucherrekord von rund zehntausend Menschen.» Manchmal sässen draussen auf den Treppentufen Jugendliche, Touristen und Randständige friedlich nebeneinander. «Natürlich gibt das auch Lärm, Abfall oder Konflikte. Doch in der Heiliggeistkirche ist eben vieles möglich: Begegnung und Besinnung.» Katharina Kilchenmann

Bei Zoff ist «Pinto» pronto da

Sicherheit Silvio Flückiger leitet die Interventionsgruppe «Pinto», die auch in der Heiliggeistkirche tätig ist.

Im März 2018 drohte ein junger Afghane, sich in der Heiliggeistkirche in die Luft zu sprengen. Hat sich seither in Sicherheitsfragen etwas verändert?

Silvio Flückiger: Diese Bombendrohung war ein krasses Einzelereignis, darauf kann man sich nicht wirklich vorbereiten. Es gibt in der Heiliggeistkirche aber ein Notfallkonzept, und das nicht erst seit damals. Zusammen mit den Mitarbeitenden und Freiwilligen haben wir es aufgefrischt.

Welches sind die Eckpunkte?

Primär sollen sich alle in der Citykirche sicher fühlen, Besucherinnen und Mitarbeitende. Doch Sicherheit ist etwas Subjektives. Wer dort arbeitet, muss entscheiden, ob eine Situation noch tragbar ist oder ob es Unterstützung braucht. Wenn das der Fall ist, können sie sich bei «Pinto» melden.

Wie rasch sind Sie da?

Immer so rasch als möglich – das heisst, normalerweise innert spätestens 20 Minuten. Wenn es sehr dringend ist und wir niemanden schicken können, bieten wir an, jemanden von der Polizei aufzubieten. Doch das kommt kaum je vor und ist auch nicht erwünscht.

Warum?

Die Kirche ist ein Raum der Stille, der Einkehr. Wir von «Pinto» versuchen, dem Rechnung zu tragen, indem wir mit den Leuten reden, deeskalieren und sie beruhigen. Natürlich würde das die Polizei ebenso machen. Weil sich in einer Citykirche jedoch viele unterschiedliche Menschen aufhalten, darunter auch Randständige, Migrantinnen oder Sans-Papiers, die mit Polizeiuniformen nichts Gutes verbinden, wird stets versucht, die Situation ohne die Polizei gütlich zu regeln. Bei regelmässiger Polizeipräsenz wäre der Ort nicht mehr offen für alle. Das wäre das falsche Signal.

Interview: Katharina Kilchenmann

www.offene-kirche.ch

Kommentar

Manager als Abzocker, Glücksritter und Piraten

Lohnexzesse Sind die Spitzenlöhne von Managerinnen und CEOs ein Grund, sich aufzuregen? Eine fiktive Tafelrunde diskutiert beim Dessert über ein ganz und gar nicht fiktives Thema.

Keiner meiner Gäste wollte sich so richtig aufregen, als ich das Thema Managerlöhne in die Runde warf. Vielleicht war es auch einfach der falsche Zeitpunkt: Wir waren beim Dessert, und die Kalbsmedaillons – als Beilage gabs Kartoffelgratin und Salat – machten sich im Magen breit. Nicht unbedingt ein guter Moment, um sich gegen Abzockerlöhne, wie sie CS-Chef Tidjane Thiam oder UBS-Boss Sergio Ermotti kassieren, ins Zeug zu legen.

Dabei hatten alle am Tisch gute Argumente parat: 13 Millionen! Niemand kann ein solches Jahresgehalt mit ehrlicher Arbeit verdienen. Erst recht nicht ein Bankenchef, der einen Gewinnbruch der Aktien mitverantwortet. Auch die üppigen Gehälter von SBB-Chef Andreas Meyer oder der Strom-Managerin Suzanne Thoma wur-

den verurteilt. Frau Thoma bekommt 2 Millionen pro Jahr, und das in einem Betrieb, bei dem der Kanton Mehrheitsaktionär ist. Nun nahm die Diskussion doch noch etwas Fahrt auf: Verantwortungslose Glücksritter seien das, Piraten, die kurz mal einen Konzern führten, ein Jetset-Leben lebten, um sich dann mit einem goldenen Fallschirm abzusetzen. Ich servierte Espresso und Grappa.

Es geht uns doch gut

Da habe seine Tochter, die bei den Juso sei, schon recht, meinte einer meiner Freunde. Derartige Lohnexzesse zeigten doch, dass der Kapitalismus ausgedient habe. Genau, fügte ich an. Und immer mehr Systemverlierer könnten Miete und Krankenkasse nicht mehr bezahlen. Eine Freundin jedoch konterte: Noch gehe es uns gut.

Wer viel verdiene, zahle auch viel Steuern, das komme allen zugute. Und wer würde schon für einen Lehrerlohn ein Grossunternehmen führen. Das fand man dann doch reichlich neoliberal, und beim Verabschieden sprach man von der Lohnschere, die den gesellschaftlichen Kitt gefährde. Als die Reste vom Kartoffelgratin im Kühlschrank verstaut waren, fand ich auch: Ja, es geht uns gut, kein Grund, sich so aufzuregen. Erst im Bett, als der Magen voll und der Schlaf weit weg war, fing es wieder an zu rumoren.



Katharina Kilchenmann
«reformiert.»-Redaktorin in Bern

Nachts nur noch der Stundenschlag

Kirchenglocken Legt der Rat der reformierten Kirchgemeinde Worb keinen Rekurs gegen den Entscheid des Berner Verwaltungsgerichtes ein, muss erstmals am 5. Mai um 22 Uhr der Viertelstundenschlag der Kirchenglocken verstummen. Somit wird zwischen 22 Uhr und 7 Uhr nur noch die volle Stunde geschlagen. Dies aufgrund eines GerichtsUrteils, das auf Antrag von Anwohnern der Kirche erfolgte. Bereits 2013 waren sie an den Gemeinderat gelangt und hatten verlangt, dass die Kirchenglocken nachts abzustellen seien. Noch offen war bei Redaktionsschluss, ob der Worber Kirchgemeinderat den Fall nun ans Bundesgericht weiterzieht. Zuerst wolle er die Begründung des Urteils analysieren, teilt er mit. nm

Die Suizidbeihilfe nicht verschweigen

Seelsorge Pfarrerinnen und Pfarrer stehen von Berufs wegen für das Leben ein. Begleiten sie Menschen, die mit assistiertem Suizid sterben, und deren Angehörige, geraten sie in ein Dilemma, das viel seelsorgerliches Fingerspitzengefühl erfordert. Drei Pfarrpersonen berichten von ihren Erfahrungen.



An der Trauerfeier den assistierten Suizid öffentlich anzusprechen, kann für Angehörige entlastend sein.

Foto: Istock

Achim Kuhn ist beunruhigt. Letztes Jahr begegnete er vier Fällen von assistiertem Suizid. «Das ist eine Zunahme», sagt der Pfarrer und Autor aus Männedorf ZH. Als er vor 14 Jahren an Altersnachmittagen aus seinem Krimi «Seniorentrost» ein Kapitel rund um Exit vorlas – die grösste von vier Sterbehilfeorganisationen –, seien die Leute froh gewesen, über das totgeschwiegene Thema zu reden. «Heute aber ist der assistierte Suizid kein Tabu mehr.»

Druck auf Schwache

Die Zahl assistierter Suizide stieg laut Bundesamt für Statistik stetig, von 187 (2003) auf 965 (2015). 2016 ging sie erstmals zurück. Die Zahlen von Exit für 2018 deuten aber auf ein erneutes Steigen der Kurve.

Obwohl Kuhn als Pfarrer für das Leben einsteht, ist er kein prinzipieller

Gegner der Suizidbeihilfe. In Einzelfällen mit starken Schmerzen kurz vor dem Tod erlebe er sie als sinnvoll. «Die gesellschaftliche Normalisierung finde ich aber sehr problematisch.» Mehrere betagte Menschen hätten ihm anvertraut, dass sie Angst hätten, man könnte ihnen mit zunehmender Schwäche den assistierten Suizid nahelegen. «Wer ein geringes Selbstwertgefühl hat, gerät unter Druck.»

Marc Henzi dagegen ist solchen Ängsten «noch nicht ansatzweise» begegnet. Wie Achim Kuhn arbeitet er als Seelsorger in Altersheimen. «Sehr oft fragen mich alte Menschen, ob ich sie auch beerdigen würde, wenn sie mit einer Sterbehilfeorganisation aus dem Leben scheiden würden», erzählt der Pfarrer der Kirchgemeinde Petrus in Bern. Wenn er ihnen versichere,

«Spricht jemand Suizidbeihilfe an, hat er sich bereits viel überlegt.»

Marc Henzi
Pfarrer

dass er das tun würde, sei das Thema für die meisten abgeschlossen. Die wenigsten würden später mit Suizidbeihilfe sterben.

Henzi bekennt: «Als Christ und Pfarrer möchte ich in einer Welt leben, in der es keinen assistierten Suizid gibt.» Er weist jedoch darauf

hin, dass sich im Altersheim Menschen leider auch manchmal alleine das Leben nähmen. Das sei für Angehörige und Pflegende oft noch schwerer zu verdauen als Suizidbeihilfe. «Aber auch jeder assistierte Suizid wühlt alle Betroffenen auf.»

Austausch mit Angehörigen

In Gesprächen ist Henzi seelsorgerliche Offenheit wichtig. «Thematisiert jemand Suizidbeihilfe, hat er sich schon sehr viel überlegt.» Kuhn sagt: «Es gilt zu verstehen, nicht zu bewerten; eventuell über Exit-Alternativen nachzudenken und darüber, was für die Person Wert und Würde des Lebens bedeuten – und was sich daraus ergibt.» Stets empfiehlt er den Austausch mit Angehörigen, auch wenn der Entscheid bei den Sterbewilligen bleibe. Einmal erlebte er traumati-

sierte Angehörige, die von der Mutter vor dem Suizid nur knapp informiert worden waren.

Offenheit an Beerdigung

Beide Pfarrer haben schon Trauerfeiern gestaltet für Menschen, die durch assistierten Suizid starben, und sind sich einig: Die Information zur Todesart soll – um Verständnis werbend und in Absprache – öffentlich gesagt werden, meist gebe es sowieso schon Gerüchte. Henzi: «Nichts ist in einer belastenden Situation belastender als ein Tabu.»

Das findet auch Ella De Groot. Eine Erfahrung der Pfarrerin aus Muri-Gümligen beschreibt das Buch «Assistierter Suizid und kirchliches Handeln»: Einmal wollten Angehörige sogar De Groot die Todesart verschweigen, waren letztlich aber froh, dass diese an der Beerdigung offen angesprochen wurde.

De Groot sucht in Gesprächen Alternativen zum Suizid und thematisiert die Palliative Care. «Ich finde es aber auch wichtig, den Sterbewunsch ernst zu nehmen.» Das könne Unerwartetes bewirken. Einmal trat eine Sterbewillige vom Vorhaben zurück, nachdem De Groot im Rahmen einer langen Begleitung ein konkretes Sterbedatum vorgeschlagen hatte. Sabine Schüpbach

Buch: Ch. Morgenthaler et al.: Assistierter Suizid und kirchliches Handeln. TVZ, 2017.

Debatte um Position des Berner Synodalrats

Im Herbst 2018 veröffentlichte der Synodalrat der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn ein Positionspapier zu pastoralen Fragen rund um den assistierten Suizid. Dieser könne aus biblischer Sicht stets nur ein Grenzfall, nie der Normalfall sein, steht darin. Doch gelte die «seelsorgerliche Solidarität»: Pfarrpersonen sollen sterbewilligen Menschen und ihren Angehörigen beistehen. Pfarrerinnen und Pfarrer aus dem Emmental und Berner Oberland kritisierten das Papier, weil es Pfarrpersonen empfiehlt, auf Wunsch der Sterbewilligen beim Akt der Selbsttötung dabei zu sein oder, falls sie aus Gewissensgründen nicht wollen, eine Vertretung zu organisieren. Michael Graf, Pfarrer in Kirchlindach, warf dem Synodalrat vor, er erteile Exit den kirchlichen Segen. Anfangs März veranstaltete der Berner Pfarrverein eine Tagung zur Kritik. Der Zürcher Kirchenrat lässt eine Position zum Papier erarbeiten.

Das Papier des Synodalrats und die Kritik im Wortlaut: reformiert.info/seelsorge

Für die Nordiren steht besonders viel auf dem Spiel

Brexit Das Chaos um den EU-Austritt der Briten sorgt speziell in Nordirland für Nervosität. Die politischen und kulturellen Spannungen nehmen zu.

Erst war es der 29. März, dann der 12. April. Jetzt heisst das neueste Datum: 31. Oktober. Bis Halloween soll das Vereinigte Königreich die EU verlassen haben. Dieser Beschluss fiel am 10. April an einem EU-Sondergipfel in Brüssel. Somit scheint ein chaotischer Austritt Grossbritanniens vorerst abgewendet.

«Die Fristverlängerung ist ein Kuhhandel», kommentiert der nordirische Politologe Duncan Morrow auf Twitter den Entscheid. «Einmal mehr ist unklar, was jetzt passiert.

Was ist, wenn das Vereinigte Königreich im September nochmals über den Brexit abstimmt? Würde die EU verlängern?» Das Szenario «Brexit an Halloween» bezeichnet der Uni-professor Morrow ironisch als ein «unheiliges Durcheinander».

Gespaltene Gesellschaft

«Die Situation ist eigentlich unfassbar», sagt Steve Stockmann, Pfarrer der presbyterianischen Fitzroy-Gemeinde in der nordirischen Hauptstadt Belfast. Es sei, als würde man

den Film «Und täglich grüsst das Murmeltier» schauen, aber die Komödie wäre in Wahrheit eine Tragödie. Im Film erlebt der Hauptdarsteller denselben Tag stets aufs Neue, ohne sein Problem lösen zu können. «Egal, ob man zu den Befürwortern oder den Gegnern eines Brexit gehört, wir sind alle über die Inkompetenz, Unberechenbarkeit und Unreife unserer Politiker verärgert», sagt Stockmann. Für ihn widerspiegelt das gespaltene Parlament die Uneinigkeit in der Gesell-

schaft: Während in Nordirland vor drei Jahren 56 Prozent der Stim-menden gegen den Brexit votierten, sagte eine knappe Mehrheit der Engländer Ja zum Austritt.

Vor allem die Ungewissheit, wie der Brexit in Nordirland umgesetzt wird, mache der Bevölkerung zu schaffen. Die Folgen seien Frust und Müdigkeit, so Stockmann. «Wirtschaftlich, sozial und politisch steht

«Wir ärgern uns über die Inkompetenz unserer Politiker.»

Steve Stockmann
Pfarrer in Belfast

für uns deutlich mehr auf dem Spiel als für jeden anderen Teil Grossbritanniens», sagt der Pfarrer.

Wie das Vereinigte Königreich sein Verhältnis zur EU regelt, ist für Nordirland existenziell. Ohne Vertrag mit der EU droht eine harte Aussengrenze zu Irland, mit dem Nordirland wirtschaftlich eng verflochten ist. Zudem zieht sich durch das vom Krieg gezeichnete Land auch 20 Jahre nach dem Friedensabkommen eine innere Grenze zwischen krontreuen Protestanten und irlandorientierten Katholiken. Die seit 2017 blockierte nordirische Regierung verhindert politische Stabilität. Deshalb hofft die ehemalige nordirische EU-Politikerin Jane Morrice nach wie vor auf einen Verbleib in der EU. Zu gross ist ihre Angst, dass kulturelle und politische Spannungen in Nordirland weiter wachsen. Nicola Mohler

Nein zum revidierten Sozialhilfegesetz

Abstimmung Am 19. Mai stimmen die Bernerinnen und Berner über das revidierte Sozialhilfegesetz ab. Die Landeskirchen des Kantons Bern und die jüdischen Gemeinden Bern und Biel positionieren sich gegen die Revision des Sozialhilfegesetzes. Sie unterstützen jedoch den Volksvorschlag des Komitees Wirksame Sozialhilfe. Dieser sei eine sinnvolle Alternative zur Stärkung der Sozialhilfe. nm

Heks und Bfa schliessen sich zusammen

Hilfswerke Die kirchlichen Hilfswerke Heks und Brot für alle (Bfa) fusionieren. Noch sollen beide Marken erhalten bleiben, die Projekte laufen weiter, auch die ökumenische Kampagne mit Fastenopfer wird weitergeführt. Laut Mitteilung ist eine «moderate Reduktion des Personalbestandes» geplant. nm

Interview mit Bfa-Geschäftsführer Bernard DuPasquier: reformiert.info/werke

Umstrittenes Gesetz soll vor Hetze schützen

Politik Eine Ausweitung der Rassismus-Strafnorm will Menschen davor schützen, dass sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert werden. Die EDU und die Junge SVP kritisieren die vom Parlament beschlossene Reform als «Zensurgesetz». Sie haben erfolgreich das Referendum ergriffen, sodass die Vorlage vor das Volk kommt. Auch die freikirchlich geprägte Schweizerische Evangelische Allianz fürchtet um die Meinungsäusserungsfreiheit. fmr

Bericht: reformiert.info/referendum

113 Millionen Menschen hungerten

Welt Über 113 Millionen Menschen haben 2018 infolge akuter Krisen Hunger gelitten. Dies gemäss einer Studie, die unter anderem vom Welternährungsprogramm und der UN-Landwirtschaftsorganisation erstellt wurde. Gegenüber 2017 war immerhin eine geringe Verbesserung zu verzeichnen. mgt



Sarah Wüthrich (links) und ihre Mitbewohnerinnen.

Foto: Ephraim Bieri

Drei Familien, eine Wohnung, ein Konto

Gemeinsame Ökonomie Die Bewohnerinnen und Bewohner der WG Hubelgut teilen Küche, Bad und Bankkonto. Die Studentin Sarah Wüthrich erklärt, warum dieser Lebensstil für sie Freiheit bedeutet.

«Eigentlich leben wir, wie dies früher Grossfamilien taten», sagt Sarah Wüthrich. Die 31-jährige Theologiestudentin sitzt am langen Tisch in einem alten Patrizierhaus in Bolligen. Auf ihrem Schoss turnt ihre zweijährige Tochter. Nebenan spielen zwei Kinder, eine Mitbewohnerin

putzt die Küche, im Dachstock arbeitet Wüthrichs Mann.

2014 zogen hier drei Paare und drei Einzelpersonen mit der Absicht zusammen, gemeinschaftlich und nachhaltig zu leben. Mittlerweile wohnen acht Erwachsene und drei Kinder unter einem Dach. Sie teilen

sich eine Küche, drei Badezimmer, ein Esszimmer und einen Gemeinschaftsraum. Jedes Paar hat ein eigenes Zimmer mit einem Nebenzimmer für den Nachwuchs.

Aus der Blase raus

Von Anfang an waren sich alle einig, dass sie sich fleischlos, biologisch und regional ernähren wollten – auch wenn nicht alle Vegetarier sind. Zu Diskussionen führe jedoch immer wieder das Thema Putzen oder die Aufteilung der Zimmer,

«Zum ersten Mal in meinem Leben rückten meine Existenzängste in den Hintergrund.»

Sarah Wüthrich
Studentin

sagt Wüthrich. Doch die strukturierte Organisation erleichtere das Zusammenleben. «Aber es gibt nichts zu romantisieren. Auch wir haben Auseinandersetzungen.» Man weine, diskutiere lange oder halte Spannungen aus. «Immer wieder müssen wir bei Entscheidungen über unsere Schatten springen.» In den Augen von Sarah Wüthrich sind gerade diese Reibungen und Auseinandersetzungen auch bereichernd: «Wer sich nur in Kreisen von Gleichgesinnten bewegt, muss sein Weltbild nicht unbedingt hinterfragen», ist sie überzeugt. So hätten sie und ihr atheistischer Mitbewohner viel aus den gemeinsamen Diskussionen über Spiritualität, Glaube und Kirche gelernt.

Seit drei Jahren teilt die Wohngemeinschaft nicht nur die Räumlichkeiten, sondern auch das Bankkonto: Anfang Monat liegen etwa 20 000 Franken auf dem Konto, womit Rechnungen für Nahrungsmittel, Miete, Handyrechnung oder Zugabos bezahlt werden. Das Finanz-Ämtli übernimmt alle drei Monate ein anderer Mitbewohner.

Mit je einer Bankkarte haben alle Bewohner Zugriff auf das Konto. Auch individuelle Wünsche wie Ferien, ein Abendessen auswärts oder ein Gleitfallschirm sind möglich. Das Credo laute immer: Bedürfnisse sind nicht verhandelbar, erklärt Wüthrich. Übersteigt eine Ausgabe 400 Franken, muss diese den Bewohnern gemeldet werden – nicht, um über Sinn und Unsinn zu diskutieren, sondern um sicherzugehen, dass auch wirklich genug Geld auf dem Konto ist. «Wegen dem Geld sind wir uns noch nie in die Haare geraten», sagt Wüthrich.

Lernen, Geld anzunehmen

Die Studentin und Mutter Sarah Wüthrich verfügt als Einzige in der Wohngemeinschaft über kein regelmässiges Einkommen. Sie befindet sich in der Schlussphase ihres Theologiestudiums und gestaltet nebenbei als freie Theologin für den Verein «Feier und Flamme» sporadisch Trauungen. «Ich musste erst lernen, das Geld der anderen überhaupt anzunehmen», blickt die Bernerin zurück.

Inzwischen fühlt sich Wüthrich aber sorgloser. Während sie sich früher mit schlecht bezahlten Jobs über Wasser hielt, garantiert ihr das gemeinsame Konto eine Art bedingungsloses Grundeinkommen. «Zum ersten Mal in meinem Leben sind meine Existenzängste in den Hintergrund gerückt», sagt die WG-Bewohnerin. «Dieses urchristliche Prinzip des Füreinander-Daseins berührt mich tief.»

Diese Art des Zusammenlebens ermögliche vieles, sagt Wüthrich. Vor allem schaffe sie Freiheit: «Sie zeigt, dass ein gutes Leben möglich ist: Nicht Wohlstand und Wachstum dominieren unser Zusammenleben, sondern das gegenseitige Vertrauen und das Wissen, auch in schwierigen Situationen aufgefangen zu sein.» Nicola Mohler

Neues Projekt

Die Wohngemeinschaft Hubelgut hat als Genossenschaft kürzlich ein Haus in Urtenen gekauft. Im Mai beginnt der Umbau des Gebäudes, das ab 2020 Platz für 23 Erwachsene plus Kinder bieten soll. Mit den Clusterwohnungen sollen die individuellen Bedürfnisse berücksichtigt werden. So gehören innerhalb der Wohngemeinschaft auch abgeschlossene Wohnungen zum Angebot.

www.unserhausprojekt.ch

INSERATE

Segeln vor Island

Erlebnisferien in den Fjorden der West- und Nordküste Islands. Für Segler und Nichtsegler. Ausgangspunkt Reykjavik. 1- bis 5-wöchige Etappen buchbar. **CHF 1200.–** Person/Woche.

Segelverein MARE INCOGNITA

Jetzt online buchen:
www.mareincognita.ch

Leben im Alter

**Betreuen Sie Ihre Angehörigen zu Hause ?
Brauchen Sie Entlastung ?**

Wir bieten:

- Ferien im Einzelzimmer mit Terrasse und wunderbarer Aussicht auf See und Alpen
- qualifiziertes Pflegepersonal
- ärztliche und medizinische Betreuung
- familiäre Atmosphäre
- Coiffeur und Pedicure
- tägliche Aktivierung

Buchen Sie Ihr Ferienzimmer frühzeitig!
Für ergänzende Informationen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Sonntige Grüsse
Rita Imhof-Schneberger, Heimleitung

Chalet Bärgruh AG Ringoldswilstrasse 300 CH-3656 Tschingel
Tel. 033 251 12 25 Fax 033 251 12 67 info@baergruh.ch www.baergruh.ch

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

FAIRINVEST.info

Geld ethisch korrekt und preiswert anlegen:
www.fairinvest.info

Natur-Kunst-Spiritualität 8. – 13. Juli
Sommerkurswoche für alle Sinne am Kraftort «Le Rüdtli» in Einigen am Thunersee.
Wohnen im Schloss mit Sicht auf Berge und See
www.oekumenische-akademie.ch

DOSSIER: *Mennoniten*



Vom verzweifelten Versuch, die Zeit anzuhalten

Die Familie Schmitt wohnt in einer streng religiösen Parallelwelt in Mittelamerika. Moderne Technologien, Musik und Handys gelten bei den Altmennoniten als Todsünden. Doch so mancher in der Kolonie Little Belize trägt ein Geheimnis mit sich.

Text: Anouk Holthuizen
Fotos: Ephraim Bieri

Freitagabend in einem Dorf im mittelamerikanischen Staat Belize. Mit gesenkten Häuptern sitzen Abram und Susana Schmitt und ihre fünf Kinder im grauen Schein einer Batterie-Glühbirne am Küchentisch und danken dem Herrn für den Reis und die Bohnen, die sie eben gegessen haben. Nach dem Gebet steht Aganetha auf. Die Zwölfjährige will den Wasserkrug an der Regentonne hinter der Küche auffüllen. Draussen im dunklen Hof bricht sie stöhnend zusammen. «Aganetha!» Mutter Susana eilt hinaus. Ihre Jüngste liegt auf dem Lehmboden und ringt nach Luft. Der Vater kommt mit der Taschenlampe herbei und leuchtet ihr ins Gesicht. Zu den Söhnen sagt

er: «Holt bei Ona die Medizin.» Sie eilen hinaus in die Dunkelheit, holen den Wallach von der Koppel und spannen ihn vor die Kutsche. Im Trabtempo fahren sie über die Wiese zur mondbeschiedenen Sandpiste, die zum Haus ihrer ältesten Schwester führt.

Aganetha ist nicht zum ersten Mal kollabiert. Unter sengender Sonne haben die Schmitt-Kinder den ganzen Tag Bohnenstauden zusammengetragen, die beiden Mädchen in langärmeligen Kleidern, die drei Jungs in Karohemden und schwarzen Latzhosen, alle mit weissen Hüten und barfuss. Beim Eindunkeln sind sie mit roten, zerkratzten Armen heimgekehrt, die Jungs in der Dusche verschwunden, die Mädchen in der Küche, um der Mutter zu helfen. Gut möglich, dass Aganetha vor

Erschöpfung umgefallen ist, doch an so etwas denkt hier niemand. Die Schmitts sind Altmennoniten. Vom Hahnenschrei bis Sonnenuntergang zu arbeiten, prägt seit jeher den Alltag der strenggläubigen evangelischen Gemeinschaft.

Immer weiter um die Welt
Schmitts zählen zu den 500 Mennonitenfamilien der Kolonie Little Belize, die im Norden von Belize liegt. Zwischen geraden Sandpisten, Palmen und Obstbäumen wohnen sie in weit verstreuten, grauen Holzhäusern, neben denen Wäsche im warmen Passatwind flattert und Windräder drehen. Ihre blauen Augen und ihr uralter Plattdeutsch-Dialekt bezeugen die Wurzeln in Deutschland und Holland. Vor 500 Jahren ging in Mitteleuropa eini-

gen Menschen die Reformation zu wenig weit. Sie befürworteten die Taufe im Erwachsenenalter und lehnten die Autorität des Staates ab, der sie deswegen verfolgte. Die sogenannten Täufer zogen über die Jahrhunderte nach Preussen, Russland, Kanada, von dort bis Argentinien und entwickelten verschiedene Strömungen: Amische, Hutterer und Mennoniten. Die Mehrheit integrierte sich in die Gesellschaft.

Andere, wie die Mennoniten von Little Belize, schotteten sich ab und verdammen alle modernen Technologien. Gefahren wird auf Pferdewagen, es gibt kein elektrisches Licht, kein Fernsehen, kein Internet. Alle Männer tragen die gleichen Hosen und Karohemden, alle Frauen das gleiche Kleid mit Puffärmeln. Fortschritt und Individua-



Karte: Wikimedia Commons



1



2



3



4



5



6

«Gott auferlegte mir eine schwere Prüfung. Es tröstete mich, dass es sein Wille war, nicht meine Schuld.»

Susana Schmitt
Sie verlor 3 ihrer 20 Kinder

lität führen zu falschem Ehrgeiz, zur Sünde und in die Hölle, sind sie überzeugt. Wer die Regeln missachtet, wird hart bestraft. Die Altmennoniten anerkennen nur die Bibel als Gesetzesgrundlage, aber viele ihrer Regeln lassen sich darin gar nicht finden. Etwas, das man kein Instrument spielen oder keinen Sport treiben darf, oder das Verbot für Ausgelassenheit und Tanzen.

Hohe Kindersterblichkeit

Susana fühlt Aganethas Stirn. «Sie hat wohl Fieber», sagt sie. Schweigend warten die Eltern neben der Tochter, der sie eine Decke untergeschoben haben, auf die Rückkehr der Söhne. Aganetha atmet immer noch schwer, doch das beunruhigt Susana und Abram nicht. Sie haben Schlimmeres gesehen. Auf den Friedhöfen hier sind fast so viele

kleine wie grosse Gräber. Sobald sie laufen, bewegen sich die Kinder zwischen Pferden, Kutschen und Landmaschinen, oft passt niemand auf sie auf. Gefährlich sind auch die Schlangen: 2018 töteten sie in der Kolonie 19 Menschen. Auch die Schmitts trugen schon drei Kinder zu Grabe. Sie ertranken in jungem Alter. Susana schilderte die dramatischen Momente heute Morgen auf einer Nähmaschine eine Decke anfertigte. Sie blickte kurz auf und sagte: «Gott auferlegte mir eine schwere Prüfung. Es tröstete mich, dass es nicht meine Schuld war, sondern sein Wille.» Zum Glück habe er ihr noch 17 Kinder geschenkt. 12 haben schon eigene Familien.

Seine Kinder könnte Abram nicht ernähren, würden sie nicht wie alle in der Kolonie ab zwölf Jahren auf

den Feldern arbeiten. Als Metallbauer verdient er weniger Geld als die anderen Männer, die fast alle Farmer sind. Nun, wo nur noch fünf Kinder mithelfen, möchte er Land für ein Feld kaufen. Vielleicht geht er auch nach Angola, wo der Boden fruchtbarer sein soll als in Belize.

Damit setzt er eine Tradition fort. Susanas Eltern kamen in Mexiko zur Welt, die Grosseltern in Kanada. Sohn Bernhard zieht bald mit seiner Verlobten nach Peru, 20 Familien aus Little Belize sind schon dort. Jedes Mal beginnen sie von vorn: roden Land, bauen Häuser, Kirchen, Schulen. Da Verhütung verboten ist, wachsen die Kolonien schnell. Nicht alle Staaten lassen die Mennoniten gewähren. In Bolivien etwa gilt seit 2016 auch für Mennonitenkinder die offizielle Schulpflicht. Viele Familien sind deshalb weiter-

gezogen. Doch die Bildungsverantwortliche im Regierungssitz in Belmopan sagt freimütig: «Wir lassen die Mennoniten in Ruhe, denn wir sind von ihnen abhängig.» Die weisen Bauern liefern dem Staat Belize 90 Prozent des Gemüses.

Bildung gilt als gefährlich

«Priku, dein Frühstück!» Aganetha hebt den grünen Papagei vom Drahtseil neben der Küche und setzt ihn auf den Boden vor ein Brötchen. Es ist früher Samstagmorgen, das Mädchen wieder munter. Onas Medizin, Paracetamol, hat offenbar geholfen. Wegen des Regens in der Nacht müssen die Geschwister nicht aufs Feld, doch wie immer sind alle vor Sonnenaufgang aufgestanden. Der Vater ist schon in die Stadt unterwegs, mit Ona und ihrem kranken Baby. Er muss das Gespräch mit einer Ärz-

- 1 Nur mittwochs und sonntags dürfen die Jugendlichen sich treffen.
- 2 Das Leben der Schmitts spielt sich oft im Hof neben der Küche ab.
- 3 Susana Schmitt legt frische Kleider zusammen. Jede Falte ist genau einen Zentimeter breit zu bügeln.
- 4 Nur Pferdewagen gelten als gottgefällige Transportmittel.
- 5 Das Anwesen der Schmitts besteht aus Küche, Werkstatt, drei Schlafzimmern und Plumpsklo. Es gibt keinen elektrischen Strom und keine Kanalisation.
- 6 Abram Schmitt, Vater von 17 Kindern, möchte nach Angola ziehen.

«Es tut uns weh, unsere Kinder zu schlagen. Aber sonst gerät alles in Unordnung.»

Abram Schmitt
Metallbauer und Vater von 17 Kindern



tin übersetzen, denn die Frauen der Kolonie beherrschen die Landessprache nicht. Die ist in Belize, das aus Britisch-Honduras hervorging, Englisch. In der Schule wird in Alt-hochdeutsch unterrichtet. Die Mennonitenkinder besuchen sie von sechs bis zwölf Jahren und lernen nur lesen, schreiben und rechnen. Zu lesen gibt es die Bibel und den Mennonitischen Katechismus, sonst nichts. Seine 70 Seiten müssen die Kinder jeden Tag ganz vorlesen – mit Sätzen darin wie «Wir sind von Natur zum Guten untüchtig und Kinder des Zorns Gottes.» Geografie, Geschichte, Biologie: verboten. Über die Welt ausserhalb der Kolonie sollen die Kinder nichts erfahren, Berufsbildung gibt es keine. «Wenn sie zu viel wissen, wollen sie in die Welt hinaus», sagt der Prediger in Little Belize.

Die Sehnsucht nach dieser Welt wächst trotzdem, vor allem bei den jungen Männern. Sie verkaufen Gemüse in den umliegenden Orten. So lernen sie nicht nur etwas Englisch und Spanisch, sondern sind mit vielen Dingen konfrontiert, die in der Kolonie als «Todsünden» gelten: Musik, Bars, offenherzige Frauen, Handys. Viele können dem nicht widerstehen und tragen ein Geheimnis mit sich herum.

Die Geschwister haben ständig zu tun, faulenzeln ist nicht erlaubt. «Aaron, hacke Holz», «Margareta, füttere die Schafe», «Bernhard, hol Zucker.» Sofort erledigen sie die Aufträge der Mutter. Gehorsam wird den Kindern eingebläut. In jedem Haus hängt ein Lederriemen, mit dem «onaardige» Kinder gezüchtigt werden. Von den Schmitt-Kindern trifft es am öftesten Abram junior, den aufgeweckten 14-Jährigen. Zuletzt vor zwei Monaten, nachdem er Kumpels auf der Sandpiste getroffen hatte. Das darf er erst mit 16. Bis dahin müssen die Kinder stets bei ihren Eltern, in der Schule oder bei der Arbeit sein. Der Junge musste sein Hemd ausziehen, mit dem Riemen schlug der Vater auf seinen schmalen Rücken. «Es tut uns weh, unsere Kinder zu schlagen», sagt der Vater. «Aber sonst gerät alles in Unordnung.»

Obwohl die Eltern streng sind, scheinen die Schmitt-Kinder keine Angst vor ihnen zu haben. Bei den Schmitts wird geplaudert und sogar gelacht. In anderen Familien herrschen Ernst und Schweigen. «Mein Vater schlägt nur, wenn wir die Regeln übertreten», sagt Abram junior. «Wir sind dann selber schuld.»

Vor dem Sonntag, dem Tag des Herrn, wird die Küche auf Hoch-

glanzgebracht. Die Mädchen schrubben den Küchenboden, Susana spült das Geschirr und singt dabei «Die Nacht ist erschienen». In der Abenddämmerung duschen sich die Frauen neben dem Regentank, ziehen frische Kleider an, lösen ihre Zöpfe und bürsten ihre langen Haare. Im grauen, trüben Licht der Küchenlampe flechten sie sich gegenseitig die Frisur, die für alle Frauen hier Pflicht ist: mit Pomade gekämmter Mittelscheitel, zwei stramme, über Kreuz hochgesteckte Zöpfe, darüber ein schwarzes Netz.

Zweistündige Predigt

Am Sonntag um 6.30 Uhr fahren die Eltern Schmitt in der Kutsche zur Kirche. Die Kinder bleiben zu Hause, sie müssen nur jeden zweiten Sonntag mit. Kaum sind die Eltern in die Sandpiste eingebogen, rennen die Jungs zum Baum bei der Schafweide und graben einen in Plastik eingewickelten Lautsprecher aus dem Boden. Aaron schiebt eine Speicherkarte hinein, die er unter dem Hemd mit sich trägt. Mit Blick zur Piste sitzen die Geschwister auf Plastikstühlen und hören Reggae.

Rund um die Kirche stehen schon Dutzende Pferdewagen. Aus allen Richtungen kommen Leute angefahren, doch ausser dem Schnauben

der Pferde ist nichts zu hören. Alle gehen still in die schlichte Holzkirche, die Frauen setzen sich links, die Männer rechts auf die Bänke. Der Wind lässt die Fensterläden klappern, ansonsten ist es still.

Punkt sieben Uhr laufen acht Vorsänger herein und nehmen auf einer Bank rechts von der Kanzel Platz. Dann erscheinen die Prediger. In schwarz glänzenden, kniehohen Stiefeln und schwarzen Hosen und Hemden schreiten sie zur Kanzel. Der ältere nennt das erste Lied. Eilig schlagen die 300 Gläubigen die Seite auf, ein Vorsänger singt nieselnd die erste Zeile, kräftig stimmt die Gemeinde ein. Das Lied ist lang, und jede Silbe der acht Strophen wird gedehnt. Als der Prediger abschliessend zum Gebet auffordert, fallen die Männer und Frauen auf die Knie und werfen ihren Oberkörper auf die Bank, die Gesichter nach links gedreht. Nach einigen Sekunden stehen sie wieder blitzschnell auf und setzen sich hin. Nun folgt eine Predigt über die Sünde und die Ungläubigen. Sie dauert zwei Stunden.

Als der Gottesdienst zu Ende ist, stehen alle auf und verlassen reihenweise die Kirche. Still gehen sie zu ihren Kutschen und fahren heim, auch Susana und Abram. Zu Hause

haben die Mädchen schon das Mittagessen in der Küche aufgetischt: Reis, Bohnen, Hühnchen und Tomatensalat. Alle setzen sich an den Tisch und senken die Köpfe. Der Lautsprecher ist wieder neben dem Baum vergraben.

Freundschaften erst ab 16

Und dann sind endlich Erholung und Vergnügen erlaubt. Susana legt sich hin. Der Vater geht mit Abram junior im See schwimmen. Bernhard besucht seine Verlobte, nur sonntags ist das gestattet. Aaron und Margareta gehen «spazieren»: Jeden Mittwochabend und Sonntagnachmittag dürfen sich die Mädchen und Jungen ab 16 Jahren in getrennten Gruppen auf den Pisten zum Plaudern treffen. So manche hören heimlich Musik, rauchen und trinken Bier und Rum.

Als die Schmitts am Abend alle wieder am Küchentisch sitzen und gerade Sauerkroutsuppe löffeln, ertönt plötzlich Musik und Johlen aus dem nahgelegenen Wald. Sofort legt der Vater den Löffel hin und verlässt die Küche. Unter dem funkeln Sternenhimmel lauscht er kurz, dann geht er hinüber zum Wald. Zehn Minuten später kehrt er zurück mit einem Lautsprecher unter dem Arm. «Ich kannte die Jungs



1



2



3



4



5



6

«Jetzt fühle ich mich frei. Denn ich muss mich nicht mehr verbiegen. Sie aber leben eine Heuchelei.»

Wilhelm Harder
Verstossenes Mitglied der Mennonitengemeinde

nicht.» Sonst hätte er am nächsten Tag ihre Eltern aufgesucht. Schweigend gehen er und Susana hinaus und machen neben dem Schafgehege ein Feuer an. Als die Flammen aufblitzen, wirft er den Lautsprecher hinein. Schweigend sitzen die Kinder am Küchentisch.

Die Exkommunizierten

Wilhelm Harder muss laut lachen, wenn er von solchen Szenen hört. Zusammen mit seiner Frau und fünf Kindern lebt er am südlichen Rand von Little Belize. Vor zwei Jahren strich er sein Haus demonstrativ grün – eine Woche nachdem die Gemeinde ihn exkommuniziert hatte. Sein Vergehen: Er nutzte ein Handy. 27 Jahre lang hatte Harder die einzige Apotheke hier geführt. Er sagt: «Es gibt viele Unfälle, und wir brauchen Taxis, damit Verunglück-

te schnell ins Spital gelangen. Dazu nutzte ich das Handy.» Die Ältesten forderten ihn vor fünf Jahren auf, damit aufzuhören. Wie alle «Sünder» musste er in der Kirche vor den Brüdern bereuen. Er tat es und gab das Handy ab. Dann kaufte er ein neues. Er bereute nochmals. Danach kaufte er ein drittes, und ein Auto dazu. Als die Ältesten ihn wieder vor die Gemeinde beorderten, sagte Wilhelm Harder: «Gott kann nicht dagegen sein, dass ich Menschen rette. Ich bereue nicht.» Die Brüder schlossen ihn aus.

Danach musste Harder die Apotheke schliessen. Mit Ausgeschlossenen darf niemand Geschäfte machen. Auch seine Kinder können in den Läden nichts kaufen. Harder exportiert nun Bohnen nach Jamaica. Er ist geblieben, denn hier besitzt er ein Haus und Land. Er sagt: «Draus-

sen gehen viele Mennoniten einsam zugrunde.» Mit sieben ausgestossenen Familien gründeten die Harders eine Schule, in der auch Englisch, Geografie und Geschichte gelehrt wird, sowie eine Kirche, wo es nach dem Gottesdienst Kaffee gibt, und eine Bibelgruppe, was in Little Belize verboten ist. Die Harders haben Licht in allen Zimmern, Bücher und Handys. Die Kinder tragen die Haare, wie sie wollen.

«Jetzt fühle ich mich frei», sagt Wilhelm Harder, «denn ich muss mich nicht mehr verbiegen. Sie aber leben eine grosse Heuchelei. Mich haben Leute verurteilt, die zu Prostituierten gehen und selber Handys besitzen. Doch die Ältesten betreiben weiterhin Gehirnwäsche. Sie verhindern, dass sich jemand eine eigene Meinung bildet. Sie wollen ihre Macht erhalten.»

Am Montagmorgen spannen die Schmitt-Kinder in bester Laune den Wallach vor die Kutsche. Wiederum steht ein heisser Erntetag auf dem Bohnenfeld bevor. Aganetha freut sich darauf: «Endlich sehen wir wieder unsere Freunde.» Sie weiss nicht, dass lediglich zehn Kilometer weiter östlich die Mädchen in ihrem Alter alle unterwegs in die Schule sind. Sie weiss auch nicht, dass die Karibik 18 Kilometer entfernt an den Strand rauscht. Aganetha hat das Meer noch nie gesehen.

Videos: reformiert.info/mennoniten

In der Juni-Ausgabe erscheint ein Interview mit dem Schweizer Täufer-Experten Hanspeter Jecker.

1 Abram, Aaron und Abram jun. beim seltenen Freizeitvergnügen.

2 Wilhelm Harder wurde exkommuniziert, weil er ein Handy nutzte.

3 Selbst gebautes Pestizidmobil. Nur Eisenräder sind erlaubt.

4 In den Läden gibt es Lebensmittel und Haushaltswaren. Man kauft nur das Notwendigste.

5 Im Geburtshaus von Agata Schmitt bringen die Mennonitinnen ihre Kinder zur Welt, sofern kein Kaiserschnitt nötig ist.

6 In Abram juniors Zimmer stehen nur ein Bett und eine Kommode, sonst nichts. Bücher hat hier niemand.

«Wir wollen nicht nur Schlimmes lesen»

Medien Journalisten gelten als Haifische, die Jagd auf böse Geschichten machen. Journalisten kontern, die Leserschaft dürste schliesslich gerade nach solchem Stoff. Ganz so simpel scheint es aber nicht zu sein.

Die Medien sind voll von negativen Schlagzeilen. Mit der neuen Rubrik «Gfröits» (unten), in die Leserinnen und Leser lauter Erfreuliches einspeisen können, geben wir Gegensteuer. Erfahrung mit positiven Nachrichten hat der Journalist Roland Jeanneret, der lange die Stimme der Sammelaktion «Glückskette» war. Im Interview spricht er über den Wert von aufbauenden Mediengeschichten. Er erklärt aber auch, warum «bad news», sprich schlechte Nachrichten, so grosse Aufmerksamkeit geniessen.

Herr Jeanneret, im Journalismus gibt es den Slogan «nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten». Was ist davon zu halten?

Roland Jeanneret: Dieser Spruch ist doch ziemlich vereinfachend, um nicht zu sagen naiv. Im Einzelfall mag er vielleicht zutreffen. Aber Untersuchungen sagen auch, dass

«Uns berührt nicht vorab das Negative, sondern die Emotionalität.»

eine unkommentierte Anhäufung von schlechten Nachrichten rasch ermüdend wirkt. Es ist nicht unbedingt das Negative, das eine Nachricht spannend macht, es ist die Emotionalität und die Nähe zum Empfänger. Lese ich über einen Hausbrand in meinem Quartier, ist mein Interesse stärker geweckt als bei einem noch so grossen Waldbrand in Florida.

Man wird den Eindruck aber nicht los, es sei das Negative, das den höchsten Medienwert besitzt.



Cartoon: Max Spring

Negativmeldungen haben schon ihre eigene Kraft. Das hat verschiedene Gründe. Einer davon ist ein alter, vererbter Alarmreflex. Schon die allerersten Menschen lernten, dass es eine Frage des Überlebens ist, auf schlechte Nachrichten zu reagieren. «Leute, im Gebüsch da vorn lauert ein Säbelzahn tiger»: Eine solche Meldung hört man zwar nicht gerne, aber sie ist dann doch zu wichtig, um einfach verdrängt zu werden. Allein mit dem Austausch von Nettigkeiten überlebt man nicht.

Spielt dieser Effekt immer noch?

Ja, aber die Akzente haben sich weitgehend verschoben. Es geht heute oft um die Selbstbefindlichkeit in einer ungerecht scheinenden Welt. Man liest als Durchschnittsbürger, dass es manchmal sogar den Reichen und Mächtigen schlecht ergeht. Solche Geschichten sind Balsam für Menschen, die sich vom Leben benachteiligt fühlen. Und schlechte Nachrichten lassen sich je nachdem auch so interpretieren: In der Welt geht es drunter und drü-

Gfröits

«So fühlt sich das Paradies auf Erden an – wenn auch nur für einen kurzen Moment.»

In den Zweigen konzertieren die Vögel, das Wasser der Emme rauscht wie neu belebt, am Boden knistert das graue Laub vom letzten Winter, und dazwischen grünen Horste von frisch erblühten Buschwindröschen: Das ist Frühling pur, so fühlt sich das Paradies auf Erden an – wenn auch nur für einen kurzen Moment.

Hans Herrmann
Redaktor «reformiert.» Bern

«Ufe mit de Klimaziel!» Mit Hunderten Jugendlichen und einigen Erwachsenen hopste ich brüllend hoch und ging beim «Abe mit dem CO₂!» in die Knie. Eine ganze Strasse lang, auf ab, auf ab. Nachdem ich seit Jahren ohnmächtig die Klimadebatten verfolgt hatte, packte mich an der Klima-Demo, an der ich mit meiner Tochter teilnahm, erstmals Optimismus.

Anouk Holtuizen
Redaktorin «reformiert.» Aargau

Das Lächeln auf dem Gesicht der noch schlaftrunkenen Passagiere, nachdem der Tramchauffeur am Morgen früh via Mikrofon allen einen schönen Tag wünscht.

Nicola Mohler
Redaktorin «reformiert.» Bern

Ein Hauch von Zigarettenrauch dringt zu meinen Geruchsrezeptoren vor. Heute macht mir das nichts mehr aus: Weder triggert die Wahrnehmung den Impuls, sofort selber zu einem Glimmstängel zu greifen, noch löst der Geruch Fluchtreflexe aus, wie das in der Entwöhnungsphase der Fall war: Seit 13 Jahren bin ich rauchfrei. Und ich verspüre einmal mehr grosse Dankbarkeit, dass ich damals ohne jegliche Hilfsmittel, aber wohl nicht ohne Beistand, den Weg aus der Nikotinabhängigkeit geschafft habe.

Thomas Illi
Redaktor «reformiert.» Aargau

ber, aber mir selber geht es bei alledem eigentlich noch ganz gut. So lassen sich «bad news» sogar zu einem «Good-news-Gefühl» umdeuten.

Viele Leute wünschen sich vermehrt positive Nachrichten. Meinen sie das wirklich ernst?

Ich denke schon. So werde ich zum Beispiel noch heute, als pensionierter Journalist, immer wieder auf meine Zeit bei der Sammelaktion «Glückskette» angesprochen. Die Sammelergebnisse für einen guten Zweck waren ja im wahrsten Sinn «good news» und wurden von den Leuten emotional zur Kenntnis genommen. Solche Botschaften geben einem das beruhigende Gefühl, dass wir Menschen doch nicht ganz so schlecht sind, wie es manchmal den Anschein hat.

Gibt es Medien, die den Schwerpunkt auf Positives legen?

Ja, es gibt sie, und zwar weltweit. Im sogenannten konstruktiven Journalismus geht es aber nicht einfach darum, muntere Episoden zu erzählen, sondern darum, die ganze Palette an aktuellen Themen lösungsorientiert anzugehen.

Können sich gute Nachrichten spürbar positiv auswirken?

Während eine Häufung von Negativmeldungen ein eher pessimistisches Weltbild fördert, sorgen viele gute Meldungen für eine Anhebung der Moral. Laut einer Studie der «Huffington Post» erhöhen Menschen, die zum Tagesbeginn «bad news» konsumieren, ihre Chancen auf einen gefühlten schlechten Tag um gut 25 Prozent. Die meisten Leute aber, die den Tag mit positiven Nachrichten begonnen haben, geben an, sie hätten insgesamt einen guten Tag gehabt. Viele haben diesen Negativkommerz satt.

Interview: Hans Herrmann



Roland Jeanneret, 72

Der Journalist und Buchautor arbeitete jahrzehntelang beim Radio und Fernsehen; er war auch der erste Mediensprecher der Uni Bern und Dozent an der Journalistenschule MAZ. Während 23 Jahren war er zudem Kommunikationsleiter und prägende Stimme der Sammelaktion «Glückskette». Er sass auch in der Redaktionskommission von «reformiert.»

Kindermund



Zöpfe, ein Schild und Bignas Freude am Fliegen

Von Tim Krohn

Neuerdings hat Bigna zwei Zöpfe und trägt ein Schild mit sich herum: «tschöver pel clima», Klimastreik. Als heute der Öltankwagen zu uns kam, setzte sie sich davor auf die Strasse. Ich setzte mich zu ihr.

«Heizt ihr mit Öl?», fragte sie. «Ja.» «Greta sagt, Öl geht gar nicht.» «Ich weiss, und wir haben auch ein schlechtes Gewissen. Aber unser altes Haus ist sehr schwer zu heizen, und die Oma friert so schnell.» «Warum heizt ihr nicht mit Holz? Holz wächst hier ganz viel.» «Oh, wir heizen mit Öl und mit Holz. Aber verbranntes Holz gibt Feinstaub, das ist fast ebenso schlimm. Erdsonden wären gut, und wenn wir etwas mehr Geld haben, wollen wir die uns auch leisten. Die pumpen die Wärme aus der Erde.» «Ist die Erde innen denn warm?» «Sogar heiss, das Lava der Vulkane kommt aus der Erde.» «Und wie heizt die Erde?» «Gar nicht, die kühlt allmählich ab. Irgendwann wird sie kalt sein, und vermutlich stirbt dann alles. Aber wir erleben das nicht mehr.»

«Du vielleicht nicht, aber ich», rief Bigna, «das klingt ja schrecklich! Du darfst keine Wärme aus der Erde pumpen. Greta hat recht, ihr Erwachsenen seid furchtbar egoistisch.» Da gab ich ihr recht.

«Wir wäre es mit Sonnenenergie?», schlug ich vor, «die Sonne verbrennt genauso schnell, ob wir nun etwas Wärme abknapsen oder nicht.» «Was meinst du mit «die Sonne verbrennt»?», fragte sie nervös. Ich antwortete: «Irgendwann ist sie verglüht, und alles stirbt.» Bigna sprang auf. «Du bist so negativ», rief sie, «mit dir macht Streiken keinen Spass.» «Das tut mir leid.» Ich stand auch auf, um die Öllieferung zu quittieren und dem Fahrer den Weg freizumachen.

Bigna schmolte. «Immerhin haben wir beschlossen, nicht mehr zu fliegen», tröstete ich. Sie sah mich irritiert an: «Wieso nicht mehr fliegen?» «Weil Fliegen das Schlimmste überhaupt ist. Mit einem Flug nach Amerika könnten wir ein ganzes Jahr heizen.» «Aber ich will doch Pilotin werden!», rief sie. «Nicht Polizistin?» «Nein, schon lange nicht mehr.» Sie kämpfte mit den Tränen. «Wieso seid ihr Erwachsenen immer so gemein?»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Mit einem frisch operierten Handgelenkbruch war ich die letzten Wochen auf Hilfe angewiesen. Und die kam, nicht nur von den Liebsten, sondern auch von unerwarteter Seite: Beim Einkaufen bestand eine junge Frau darauf, meine Sachen einzupacken; im Restaurant half mir ein Unbekannter in den Mantel und knöpfte ihn fürsorglich zu; im Tram räumte ein junger Mann unverzüglich seinen Sitzplatz.

Katharina Kilchenmann
Redaktorin «reformiert.» Bern

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen): gfröits@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

Schlager- und Volksmusik Kreuzfahrt

vom 21. bis 28. September 2019

Genua – Marseille – Palma de Mallorca – Ibiza – Neapel – Livorno – Genua

Jetzt buchen
ab CHF 1099.- / 8 Tage
inkl. Vollpension





**Kreuzfahrtdirektor
Cony Sutter**



Calimeros



Francine Jordi



Stefan Roos



Melissa Naschenweng



**Michael Hirte
und Simone Oberstein**



**Alphorn-Ensemble
Engiadina St. Moritz**



Marie Louise Werth



Chanelle



Monique



Kapelle Oberalp

suedostschweiz.ch/kreuzfahrt  Ein Erlebnis von **MUSICCRUISE**

Preis exklusive An- und Abreise sowie Getränke an Bord. Buchungsgebühr pro Kabine CHF 60.-. Das Serviceentgelt wird direkt auf dem Schiff erhoben. Preisänderungen und Verfügbarkeiten vorbehalten.



Meditation Schweiz



Interreligiöse Ausbildung

Meditation	2020-2021
Meditationslehrer	2020-2024
Spirituelle Begleitung	2020-2028

Beginn
21. Februar 2020

Im Landguet Ried
in Niederwangen
bei Bern

Inhalte

- Yoga und Hinduismus
- ZEN und tibetischer Buddhismus
- Jüdische, christliche & islamische Mystik
- Theosophie und Anthroposophie
- Grals-Mythos und Enneagramm
- Essenzarbeit anhand der Sufi-Tradition
- Gurdjieff, OSHO, Thich Nhat Hanh
- Weisheitslehren der Moderne

Referenten

Ali Dashti & Kate Beck internationale Yoga-Ausbildner

Georg Schmid Professor der Religionswissenschaft

Peter Hüseyin Cunz Dipl. Ing. ETH, Sufi-Scheich

Peter Wild Buchautor, Meditations- & Yogalehrer

Ramateertha Robert Doetsch Arzt & Lehrtherapeut

Raphael Pifko Psychologe, Dozent für jüdische Mystik

Samarona Buunk Dozent für Humanistische Psychologie

Vasumati Hancock internationale Expertin Essenzarbeit

Auch als Weiterbildung geeignet für Menschen
in sozialen und therapeutischen Berufen.

Frühbucherpreis bis 21. Okt. 2019

Info & Anmeldung

Margrit Meier & Erika Radermacher Schaufelweg 26, 3098 Schliern bei Köniz, Schweiz
T: 031 951 60 68 | E: info@meditationschweiz.ch
www.meditationschweiz.ch

Forum Freiwilligenarbeit

Anerkennung passgenau
16.05.2019, 13.30 – 16.30 Uhr, anschl. Apéro
Ref. Kirchgemeindehaus, Kirchgasse 9, Spiez
Anmeldeschluss: 01.05.2019

Seele, Sinn und Spiritualität. Wenn Besuche über Glauben und Zweifel sprechen

Besuchsdienstmodul E
Als Besuchende bei existenziellen Fragen ein
lebendiges Gegenüber sein.
21.05.2019, 13.30–17.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 01.05.2019

Mit dem E-Bike zwischen Himmel und Erde

Die Gasfreundschaft der Velowegkirchen vor Ort
erleben und geniessen!
Am Pfingstmontag, 10. Juni, 09.00 bis ca.
18.15 Uhr von Burgdorf in einer weiten Schlaufe
durchs Emmental und zurück nach Burgdorf.
Mit viel geistlicher und körperlicher Nahrung an
den Velowegkirchen entlang unterwegs.
Näheres unter www.refbejuso.ch/velowegkirchen



Kurse und
Weiterbildung

«Wenn sich das Leben verändert» – Lebensübergänge gestalten

Lebensübergang II: Aufhören – Anfangen (65+)
13.06.2019, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 03.06.2019

Geführte Besichtigung
**Neue Wohnformen:
Giesserei Winterthur –
das MehrGenerationenHaus**
17.06.2019
Bern ab 08.32 Uhr, Zug nach Winterthur,
Führung in der Giesserei von 10.30–12.30 Uhr
Anmeldeschluss: 01.06.2019

Evangelischer Theologiekurs – neuer Kursstart in Biel

Am 23. Oktober startet ein neuer, dreijähriger
Evangelischer Theologiekurs in Biel.
Er richtet sich an Menschen, die die Grundfragen
der Theologie kennenlernen möchten.
Mittwochs, 18.45–21.15 Uhr (wöchentlich),
Wyttbachhaus, Biel
Anmeldeschluss: 25.08.2019

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24




Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Porträt

Sie brach zusammen, als sie das Elend sah

Migration Vanja Crnojevic hatte Glück: Sie fand in der Schweiz Schutz vor dem Bosnienkrieg. Heute hilft ihr Verein Flüchtenden auf der Balkanroute.



Vanja Crnojevic in ihrer Wohnung vor einem Bild, das ihre Seelenverwandte Frida Kahlo zeigt.

Foto: Nina Homberger

Vanja Crnojevic's Kleiderschrank ist ein blauer Rollkoffer. Sie zieht ein schwarzes T-Shirt heraus und verschwindet im Bad. «Ohne Schminken geht gar nichts», ruft sie und lacht. Zwei Wochen reiche das Inventar im Koffer; vom Regenschutz bis zu den High Heels. Ob für Kamerateams, Besprechungen mit Spendern oder Behördenvertretern: «Ich bin für alles gerüstet.»

Job an den Nagel gehängt

Vanja Crnojevic ist Gründerin und Geschäftsleiterin des Vereins Borderfree Association, der sich für menschenwürdige Behandlung von Flüchtlingen entlang der Balkan-

route an der serbischen und griechischen Grenze einsetzt. Auslöser für ihre Arbeit waren die Bilder von 2015, die einen Strom von Flüchtenden überwiegend aus Syrien, Afghanistan und dem Irak zeigten. Sie war erschüttert. Die Bilder weckten Erinnerungen an den Bosnienkrieg von 1992 bis 1995, bei dem rund 100 000 Menschen ihr Leben verloren. Darunter ihre Cousine. Einer Freundin wurde bei einem Anschlag der Arm weggerissen.

«Ich musste etwas tun, als ich erneut kriegsversehrte Menschen sah.» Sie hängte ihren Bürojob an den Nagel und startete eine Sammelaktion. Im August 2015 reiste sie mit

Rucksack und 2000 Franken Spenden nach Serbien. «Die Zustände, die ich antraf, werde ich nie vergessen.» Menschen, die neben Fäkalien schliefen, vor Erschöpfung weinen-

Vanja Crnojevic, 39

Die von ihr gegründete Borderfree Association ist ein in der Schweiz und Serbien anerkannter Verein. Er leistet Nothilfe an den serbischen und griechischen Grenzübergängen. Seit 2017 betreibt er eine mobile Zahnklinik. Crnojevic erhielt mehrere Preise. 2016 war sie Zürcherin des Quartals.

de Mütter, apathische Kinder. Vanja Crnojevic brach selbst zusammen. «Die Flüchtenden trösteten mich.» Mit dem Spendengeld kaufte sie Windeln und Sandwiches, die sie verteilte. Und bereits im September gründete sie den Verein. Dessen Geschäftsführung ist heute ihre berufliche Haupttätigkeit.

Nationalität überbewertet

Von ihrem Balkon in Chur blickt Crnojevic auf die Bergkette des Cantons Graubünden. Die Storen schützen vor der Mittagssonne. «In Bosnien verbarrikadierten die Menschen ihre Balkone zum Schutz vor Schusswechseln zwischen den Hügeln», erzählt sie und zieht eine Zigarette aus der Schachtel. Sie hatte Glück, ihre Eltern kamen als Saisoniers vor

«Der Nationalismus vieler meiner Landsleute ist mir fremd.»

Kriegsausbruch in die Schweiz. Ihre Mutter war Reiseleiterin, der Vater Ingenieur. 1991 warnte der Grossvater, bei dem Vanja lebte: «Holt das Kind, es gibt Krieg.»

Dass sie in der Schweiz in Sicherheit war, während ihre Freunde den Krieg ertragen mussten, quälte sie lange. «Doch am meisten schmerzte mich, dass meine Schweizer Mitschüler mich beschimpften, weil ich eine «Jugo» war.» Nach ihrer Ausbildung als Reiseleiterin kehrte sie 2004 in den Balkan zurück. Ein Fehler. «Der Nationalismus vieler meiner Landsleute ist mir fremd.» In der Schweiz zählen Serben, Mazedonier, Schweizer, Franzosen zu ihren Freunden. In Bosnien sei die ethnische Zugehörigkeit auch nach dem Krieg ausschlaggebend für eine Arbeitsstelle. In den meisten Familien gelte der Grundsatz, dass Frauen an den Herd gehörten. «Das war nicht mehr meine Heimat.»

Vanja Crnojevic deutet auf ein Ölgemälde im Wohnzimmer: «Frida Kahlo ist eine Seelenverwandte.» Auch sie habe sich in einer patriarchalen Gesellschaft Anerkennung verschaffen müssen. Doch im Gegensatz zur mexikanischen Malerin, die ihre indigenen Wurzeln betonte, hat sich die Bosnierin von allen Wurzeln getrennt. Von fast allen. «Ohne meine Mutter könnte ich meine Arbeit gar nicht machen. Sie verleiht mir Flügel.» Rita Gianelli

Gretchenfrage

Christoph Schaub, Regisseur:

«Religiöse Bilder bleiben lebenslang prägend»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Schaub?

Ich bin nicht religiös, aber ich finde, dass die Religion viele wichtige Absichten hat. Sie hilft, Unverständliches zu verstehen, und lässt Ungerechtigkeiten vergessen. «Weil Gott es so will» macht vieles erträglicher. Ich denke, vor allem für Menschen mit wenig finanziellen, sozialen und intellektuellen Mitteln ist es verlockend, sich einer übergeordneten Instanz hinzugeben. Problematisch finde ich, wenn Religion institutionelle Macht ausübt.

War der Glaube in Ihrem Leben nie präsent?

Mein Vater war katholisch, meine Mutter reformiert. Ich ging zu einer Nonne in den Kindergarten, sonntags in die Kirche. Als ich sieben Jahre alt war, erkrankte mein Vater. Ich betete, dass er nicht stirbt, aber es nützte nichts. Ich war enttäuscht und wandte mich von der Kirche ab.

In Ihrem Film «Stille Liebe» ist die Hauptfigur eine Nonne, in «amur senza fin» ein Pfarrer. Auch «Architektur der Unendlichkeit» thematisiert Spiritualität. Zufall?

Ich betrachtete es lange als Zufall, aber wenn man religiös erzogen wird, prägen einen die Bilder. Die Nonne ist wie meine Kindergärtnerin. Bei «amur senza fin» war ich Regisseur, das Drehbuch nicht von mir, den Film machte ich aber sehr gern. «Architektur der Unendlichkeit» hat auch einen Bezug zu meiner Biografie und damit meiner religiösen Sozialisation.

Wie fühlt sich die Unendlichkeit an?

Sie bleibt für mich unbeschreibbar und damit bedrohlich. Durch das Zitat des Architekten Peter Märkli in meinem Film, dass der Mittelpunkt überall ist und Grenzen nirgends, konnte ich die Unendlichkeit irgendwie fassen. Diese Beschreibung vermittelt mir Wohlbefinden. Aber in den unendlichen Kosmos hinauszuschauen, finde ich weiterhin unangenehm. Mein Hirn ist mit der unendlichen Reichweite wohl einfach überfordert.

Interview: Anouk Holthuisen

Christoph Biedermann



Tipp

Sprachfest

Bazar der Worte und Geschichten

Wer kennt sie nicht, die Erzählerin Scheherazade aus der Geschichtenammlung 1001 Nacht: Jeden Morgen rettet sie sich mit ihren Erzählungen vor der Hinrichtung. Zu neugierig ist der Sultan auf das Ende der Geschichte am Abend, als dass er ihren Tod wünschte.

Gut erzählte Geschichten verzaubern die Menschen – egal welchen Alters. So soll es auch mit dem Publikum am Sprachfest «1001 Wort» vom 3. Mai geschehen. An diesem Tag verwandelt sich der ganze Campus Muristalden in einen Bazar

der Worte und Geschichten: Schülerinnen und Schüler von der Basisstufe bis und mit Gymnasium stellen ihrer Zuhörerschaft poetische Wortperlen vor. Während acht Stunden werden Geschichten erwürfelt, Wörter versteckt, Fantasiewörter und fiktionale Sprachen erfunden. An diesem Anlass wird der Vertonung eines Nietzsche-Texts gelauscht, Scrabble gespielt, geslammt, das Geheimnis der Eulerschen Formel gelüftet und Zeitung einmal anders gelesen. Das Sprachkünstlerinnen-Duo «Künzi & Frei» rundet das Programm mit seinem Auftritt ab. nm

«1001 Wort», 3. Mai, Campus Muristalden, Muristrasse 8, Bern, 16–24 Uhr, www.muristalden.ch/agenda



Christoph Schaub (61) ist Regisseur. Sein neuester Film ist «Architektur der Unendlichkeit». Foto: Niklaus Spoerri